

Durch den eisernen Zwang der Sonntagsruhe wurde Frömmerei und Jesuitismus künstlich großgezogen; doch auch das hatte sein Gutes. Der bemittelte Engländer floh die Langweile der Sonntage und Feiertage, und er floh — nach Paris. Dort feierte er nicht nur Dragen, über die er zuhause bereitwilligst erröthet, sondern er gieng auch ins Theater, und da mag es zu dämmern angefangen haben in seinem etwas schwerfälligen Gehirn, dass es noch manches andere gibt als abgeschmackte Posen und aufdringliche Betonung vermeintlicher Pointen und dass ein Actschluss noch nicht dramatisch ist, wenn sich die Schauspieler wie für photographische Momentaufnahmen zu lebenden Bildern gruppieren. Bald kamen auch französische Komödien durch Pariser Künstler auf dem Wege des Gastspiels nach London. Doch die allzu praktischen Franzosen verriethen ihre Schule und spielten in der Fremde nicht wie zu Hause; sie schmiegt sich in gewinnlicher Selbstverleugnung dem englischen Geschmack an, und selbst die große Sarah kann von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden, in London viel declamatorischer und manirierter zu sein als in Paris. Für diese speculative Unehrllichkeit hat sie die Misserfolge der letzten Zeit vollauf verdient.

Doch diese Versuche einer Annäherung an die französische Bühne hatten noch eine andere, wohlthätige Folge. Talentierte Köpfe, wie Pinero und Jones, die darauf aufmerksam wurden, begannen selbst in französischer Art zu schreiben und Dumas und Sardou auf diese Weise einzubürgern. Sie fanden in ihren Landsleuten das dankbarste Publicum; denn diese tauschten gerne, ermuntert durch die einflussreiche Kritik, den französischen Thebruch für ihre Niggertänze ein.

Obwohl das technische Zusammenspiel ein außerordentliches ist, wozu hauptsächlich eine kundige Regie, das Fehlen des Souffleurs und die dadurch bedingten unzähligen Proben beitragen, gibt es im Londoner Theater doch kein künstlerisches Ensemble in unserem Sinne. Alles ist Staffage, Folie zu dem Einen oder der Einen, um derenwillen überhaupt in das betreffende Theater gegangen wird. Augenblicklich hat London zwei sehr gute Schauspielerinnen: Miss Winifred Emery am Haymarket und die Ellen Terry am Lyceum; die letztere spielt jetzt die Sans Gêne, allerdings mit unerquicklicher Maniertheit, die von wenig Verständnis zeugt. Miss Mary Moore vom Criterion hat einen Charme, der nicht unzubringen ist, und breitet über jede Rolle einen mystischen Schleier, aus so viel Anmuth und rührender Weiblichkeit gewoben, dass man ihr den Mangel an Jugend und wahrer Kunst gerne verzeiht.

Von großen Schauspielern nimmt Henry Irving, der Vielbekannte und Vielbesprochene, noch immer den ersten Platz ein. Mister George Alexander ist ein Künstler, der fein zu individualisieren versteht und über viel echte Empfindung verfügt; tadellos weiß niemand den Frack zu tragen, voll männlicher Anmuth sind seine Bewegungen; den Myserien verhängnisvoller Leidenschaften verhilft er zu ergreifender Wirkung.

Charles Wyndham am Criterion ist der Liebling der Frauen; sein Spiel ist vornehm und seine herrliche Erscheinung wie geschaffen für sentimentale alternde Junggesellen, die er mit Vorliebe gibt, wobei er die Gefahr der Lächerlichkeit durch seine Ironie zu vermeiden weiß. Mr. William Terris, der Partner der Emery am Haymarket, spielt sonst die unschuldig Verfolgten und Gepeinigten in den Melodramen des Adelphi, nun gibt er in Dumas' Komödie: „Eine Heirat aus Vernunftgründen“, den Comte de Candale; er will französisch thun, das misslingt ihm; dabei stört die auffallende Absicht, mit der er Effecte sucht: eine Art Bonn mit mehr Zucht, aber weniger Genie. An der Stätte seines gewohnten Wirkens, dem Adelphi, wird zur Zeit ein crasses amerikanisches Sensationsstück gegeben, das Haus ist auf Wochen hinaus ausverkauft. Das Publicum schwelgt in den blutrünstigen, nervenpeitschenden Scenen dieses Machwerkes; der Verfasser Will. Gillette ist auch Darsteller der Hauptrolle und versteht es, Grauen und Entsetzen zu erzeugen, wie kein zweiter; ob er ein Künstler ist, der eine Seele hat, müssen andere Rollen zeigen. Wir können bei Erwähnung dieser Bühnengattung eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es ist unlegbar wahr, dass London, wo Sensation das Lösungswort, der geeignete Boden für solche Hervorbringungen ist, doch auch bei uns in Wien fänden diese Stücke, die mit der Literatur nichts zu thun haben, Wirkung und Anklang. Sie müssen freilich auf den richtigen Boden gepflanzt werden, um nicht abzufallen und zu verlegen, aber an diesem fehlt es doch nicht! Mr. Tree hat nun sein eigenes Theater, das neue Her Majesty's. Nach den unzähligen Trilby-Aufführungen hielt man ihn bloß für einen geschickten, verblüffenden Komödianten; aber er spielt nun den Gringoire, worin er den Künstler vollauf erkennen lässt. In der „Rothen Lampe“, einer Neuheit, einem Nihilistenstück, hat er übrigens seine große Begabung für Chargen und Charakterrollen glänzend bekundet.

Genau vertraut mit den hier beschriebenen Verhältnissen, hat es eine deutsche Künstlerin — eine naturalisierte Wienerin — unternommen, den Engländern moderne Kunst und modernes Theater mit fühner Hand vorzuführen. Es war in diesem Blatte schon davon die Rede, wie sehr ihr gelungen ist, was vor ihr noch keine gewagt hat. „Sie kam, um zu siegen“, schrieb ein erstes englisches Blatt, und im Triumph, von Jubel umbraust, verlässt sie die Stadt, der sie eine Offenbarung gewesen. Durch ihre Anregungen ist die Entstehung der

modernen englischen Bühne bedeutend gefördert worden, ihr Gastspiel wurde zur culturellen Mission und der Name Odilon, den die geistvolle Frau so schnell unter die Londoner gebracht, wird den Annalen der Theatergeschichte dauernd angehören.

Siegfried Trebitsch.

Oesterreichisch.

Herr Dr. J. W. Nagl, Docent an unserer Universität, und der Professor Jacob Zeidler lassen jetzt bei Carl Fromme in Wien ein Werk erscheinen, das man sich lange gewünscht hat. Es soll eine „deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ werden, ein „Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn“, und nimmt sich vor, „nach einheitlichem Plane die deutsche Literatur der österreichisch-ungarischen Monarchie als ein Ganzes zu betrachten und diese „deutsch-österreichische“ Literatur in ihrem Verhältnis zur großen gemeindeutschen Literatur in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung darzustellen.“ Die Herausgeber begründen es so: „Berechtigung und Wert einer derartigen Darstellung liegen in der Thatsache, dass sich infolge einer langen Kette von historischen Ereignissen die Länder, welche sich um das alte „Östarrichi“ im Laufe der Jahrhunderte gruppiert hatten, zu dem selbständigen Staatswesen der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgebildet haben. Die wechselnden Erscheinungen, unter denen sich jene historische Entwicklung vollzog, prägten der Volksseele der Deutschen in Oesterreich ganz eigenthümliche Charakterzüge auf, welche auch in ihren Literaturproducten Ausdruck fanden. Die Worte Franz Grillparzers: „Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn, so wirst du was ich schrieb und was ich bin verstehtn“, gelten in weiterem Sinne für die gesammte literarische Production der Deutschen in Oesterreich. Erst wenn es gelungen ist, die deutsche Dichtung Oesterreichs aus den Bedingungen heraus, unter denen sie entstanden ist, zu verstehen, wird ihre gerechte Beurteilung und ihre richtige Einfügung in den Bau der gemeindeutschen Literatur möglich. Der Erkenntnis des Bodenständigen muss hier ein Hauptaugenmerk zugewendet werden.“ Dies soll in drei großen Capiteln geschehen: das erste habe die Zeit bis zur Reformation zu schildern, also die Zeit der Gemeinschaft unserer Literatur mit der deutschen, das zweite die Zeit von der Reformation bis auf Maria Theresia, also die Zeit der Trennung unserer Literatur von der deutschen, endlich das dritte die Gegenwart, oder wie die Herausgeber meinen (das wird nicht unbestritten bleiben): „die Zeit von der Wiederaufnahme der Verbindung zwischen dem Geistesleben Oesterreichs und Deutschlands bis zum vollständigen Zusammengehen von deutscher und österreichischer Literatur, wie im Mittelalter, in unseren Tagen.“

An dem Unternehmen, von dem bis jetzt drei Hefte vorliegen, hübsch ausgestattet und leserlich geschrieben, freilich ein bisschen schwerer und gravitätischer, als es die Sache gerade verlangt hätte, ist zunächst eins sehr erfreulich: dass überhaupt wieder einmal ein Buch in Wien erscheint. Dies haben wir schon gar nicht mehr für möglich gehalten, so rar ist es geworden. Man bedenke doch, dass seit Jahren unsere Autoren alle mit ihren Büchern ins Exil nach Deutschland gehen müssen: man hat uns gezwungen, in der Fremde daheim zu sein. Saar bei Weiß in Heidelberg, die Ebner-Eichenbach bei Paetel in Berlin, Schütz bei Duncker u. Humblot in Leipzig, Karlweis, Hevesi und Chiavacci bei Bonz in Stuttgart, Bögl bei Bonz und Reclam, Burckhard, J. B. Widmann und Ebermann bei Cotta in Stuttgart, Kalbeck, Beer-Hofmann und die Marriot bei Freund und Jekel in Berlin, die delle Grazie bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, die Suttner, Torrejani, Örmann, Engel, Brè, Grollner und Lothar bei Pierson in Dresden, Langmann bei Frieße in Leipzig, Hofmannsthal, Schaulal und Lindner bei Schuster und Böffler in Berlin, Bihler, Wertheimer und Grasberger bei Meyer in Leipzig, Schmitzler, Andrian, Altenberg, die Fanny Gröger und ich bei Fischer in Berlin, und so weiter. Ist das nicht — sprechen wir unsere Empfindung nur aus — ist das nicht eine Schmach? Müssen wir uns nicht schämen? Nicht für uns — denn man glaubt doch nicht, dass wir uns gern verbannt haben? Aber für diese Wiener Verleger, von denen man nicht weiß: sind sie so dumm oder sind sie so faul, die besten Geschäfte auszulassen? Nun, nach und nach scheint es doch, dass sie anfangen, sich ein wenig zu besinnen, und ich denke, sie werden es nicht zu bereuen haben. Wer sich entschließt, der Lemerre oder Fischer unserer jungen Leute zu werden, dem kann es nicht fehlen.

Darum soll auch eine sanfte Hand an das Werk des muthigen Verlegers gelegt werden. Nur ganz leise wollen wir sagen, was uns daran nicht gefällt. Es gefällt uns nicht, dass es von einer „deutsch-österreichischen“ Literatur spricht. Deutschösterreichisch, was ist das für ein Ungethüm? Warum diese Mischung? Es gibt Autoren, die in Oesterreich geboren sind und leben, aber deutsch denkend und deutsch fühlend Deutsches schaffen — diese gehören zur deutschen Literatur. Ein deutscher Dichter, in China geboren und in Indien lebend, wird, wenn er nur von deutschem Wesen ist, immer in die Geschichte der deutschen Literatur gehören. Aber wir haben auch andere, die, wenn auch mit deutschen Worten redend, sich doch keineswegs als Deutsche fühlen, indem sie andere Nerven, andere Sinne und einen ganz anderen Geist haben als die Deutschen — diese bilden unsere österreichische Literatur. Warum das Beinwort „deutsch“? Weil sie zufällig deutsch